

Schmid, Wilhelm: Heimat finden. Vom Leben in einer ungewissen Welt. Berlin (Suhrkamp) 2021. 480 S.

Wer nach einem Buch über Heimat sucht, hat die Qual der Wahl, ist der Begriff doch seit einigen Jahren allgegenwärtig im gesellschaftlichen und politischen Diskurs. Mit „Heimat finden“ erscheint nun wieder eine Heimat-betitelte Publikation. Der Untertitel „Vom Leben in einer ungewissen Welt“ deutet bereits auf die Kernaussage hin: „Menschen suchen vermehrt nach einer Heimat in einer Welt, die ungewiss erscheint, und in einem Leben, das sich schneller ändert, als es verstanden werden kann“ (S. 9). Dies aber ist keine neue Erkenntnis (vgl. hierzu den Sammelband „Heimatt“ von Armin Nassehi und Peter Felixberger aus dem Jahr 2019). Der „Lebenskunst-Philosoph“ Wilhelm Schmid sinniert ausführlich über verschiedene Dimensionen von Heimat und knüpft diese häufig an persönliche Erinnerungen – an Spaziergänge, an Erlebnisse aus der Kindheit – oder entwickelt seine Gedanken in Auseinandersetzungen mit Künstlern (Vincent van Gogh, Christo) und Philosophen (Friedrich Nietzsche, Walter Benjamin). Der Autor offenbart zahlreiche Möglichkeiten, Heimat zu finden: in den Beziehungen zu sich selbst und zu anderen Menschen, in der natürlichen Umgebung, in der kulturellen Betätigung, im politischen Umfeld, in der Weite des Internets. Und doch verortet Schmid Heimat immer wieder konkret: in den Räumen, denen ein Mensch sich zugehörig fühlt, in der eigenen Wohnung, im Dorf, in der Stadt, in der Region und im Land, schließlich im Ort der Geburt, in der Landschaft der Kindheit und Jugend (S. 13). Trotzdem kann die räumliche Heimat auch Illusion sein: „Bei jedem Verlassen oder Verlust von Heimat kann ein Sehnsuchtsort aus ihr werden, der ganz ohne Bezug zu realen Erfahrungen auskommt“ (S. 423).

In den Kapiteln „Heimat ist das ruhige Leben auf dem Land“ und „Heimat ist das vibrierende Leben in der Stadt“ beschwört Schmid den unvermeidbar erscheinenden Konflikt zwischen Stadt und Land herauf: „Heimat auf dem Land heißt, „unter sich zu sein“, in der Stadt, es nicht zu sein“ (S. 221). Diese „ewige Ambivalenz“ (S. 222) ist dem Autor wohl bewusst, er bedient sie trotzdem. Vermutlich, weil er sie selbst (er)lebt: Schmid wurde 1953 in einem Ortsteil der Stadt Krumbach (Schwaben) geboren und lebt heute als freier Philosoph in Berlin, das er als „seine Stadt“, als Wahlheimat bezeichnet (S. 289).

Welche Erkenntnis kann jemand, der sich für die Heimat engagiert, aus der Lektüre dieses Buches also gewinnen? Schmid greift den Begriff der Heimatpflege dort auf, wo Selbstverortung und das Miteinander der Menschen an Bedeutung gewinnt: „Heimatpflege ist die Bereitschaft, sich um all die Beziehungen zu bemühen, in denen das Selbst gerne lebt“ (S. 52).



Heimatpflege ist für ihn auch das Fest zu Ehren einer neuen Feuerwehrspritze. Was zunächst trivial klingt, erkennt er doch als „Feier der gemeinsamen Welt, in der jeder Einzelne seinen Platz hat“ (S. 259). Im Bild der Gartenpflege wird – unbewusst vielleicht – auch die Nähe zur Heimatpflege deutlich: Einen Garten zu bestellen heißt, Heimat zu pflanzen (266ff.). Schmid selbst beschreibt sein Buch als „Mosaik aus lose verbundenen Episoden und Aspekten mit vielen Farben und Facetten“ (S. 16). Darin liegt seine große Stärke, aber auch eine gewisse Schwäche. Denn die Vielzahl an Aspekten rund um das Thema Heimat muss gelegentlich zum Widerspruch führen. Sie ruft beim Leser aber auch das Gefühl von Beliebigkeit hervor: Nicht jedes Gefühl der Behaglichkeit ist ein Heimatgefühl. Martin Wölmüller warnte 2018 zurecht vor einer „Zerfaserung“ von Heimat, mit der letztlich auch eine Entwertung derselben einhergehe. Immerhin: Bei der Lektüre kann man sich selbst, die individuelle Heimat und die Prozesse der eigenen Beheimatung in

Frage stellen. Schmid's „Heimat finden“ kann damit „Einsteigern“ als anregendes Lesebuch dienen.
Daniela Sandner

Schönauer Tobias, Reiß Ansgar (Hg.): Plattenrock, Buckler & Conquistador. Aus der Schatzkammer des Bayerischen Armeemuseums. – Ingolstadt – Neustadt an der Aisch (Philipp C. W. Schmidt) 2021. 331 S. m. zahlr., meist farb. Abb. – (Kataloge des Bayerischen Armeemuseums, 20)

Was, bitte, ist ein „Buckler“ und was bezeichnet man als „Plattenrock“? Wann spricht man von einer „Pavese“ und wie funktioniert ein „Radschloss“? Muss man derartige Fragen beantworten können? Nicht zwingend! Aber es schadet auch nicht, wenn man sich diesbezüglich aufklären lässt. Der jetzt erschienene Katalog über die Exponate, die sich in der Schatzkammer des Bayerischen Armeemuseums im Ingolstädter Schloss befinden, gibt Antworten auf diese Fragen. Und beileibe nicht nur auf diese! Gemessen an dem inhaltlichen Niveau, der systematischen Klarheit und gestalterischen Opulenz dieses Werkes ist der Begriff Katalog eher als bescheidene Kennzeichnung zu bewerten. Die Notwendigkeit, ein derartiges Buch zu schreiben, ergab sich zwangsläufig aus der Einrichtung einer „Schatzkammer“ in einem Armeemuseum, in dem man herkömmlicherweise nichts als Berge martialischen Kriegshandwerkszeugs vermutet. Aber diese neue Schatzkammer bietet mehr. Auch eingefleischte Antimilitaristen und rührige Friedensaktivisten dürften rasch erkennen, dass sich eine Auseinandersetzung mit derartigen „Schätzen“ lohnt. Schon beim Eintreten in diesen besonderen Raum verstummt der Besucher ob der ästhetisch brillanten Präsentation der besonderen Stücke. Diese Preziosen erscheinen durch die reduzierte und dennoch warme Beleuchtung völlig unaufdringlich und durch die klare Anordnung nahezu erhaben. Sie bilden keine in sich geschlossene Gruppe und werden nicht reduziert auf die bildhafte Untermalung einer vorgefassten Geschichtserzählung, sondern stehen für sich allein, bestechen durch die Kunstfertigkeit in der Herstellung und geben Rätsel auf. Wollte man die Zusammenstellung als willkürlich qualifizieren, so ginge man insofern in die Irre, als den Schatzkammer-Exponaten ausnahmslos die Tendenz zur Einmaligkeit innewohnt; ungewöhnlich sind sie alle, selten und ziemlich unbekannt auch, genau genommen einzigartig und in jedem Falle historisch bedeutsam. Das ist der große gemeinsame Nenner.

Bei der ersten, oberflächlichen Begegnung kommt beim aufmerksamen Betrachter ein fragendes Staunen auf, denn die in schlicht-eleganten Vitrinen zur Schau gestellten Objekte sind lediglich mit einer Überschrift versehen. In einem zweiten Schritt der Annäherung ermöglicht das Einblenden von Sachinformationen die Befriedigung der evozierten Neugierde. Die gezeigten Exponate, die naturgemäß als Museumstücke von ihrer ehemaligen Funktion in einem vergangenen Leben losgelöst sind und ihren „Gebrauchswert“ verloren haben, werden durch gut verständliche Texte quasi zum Leben erweckt. Dem nun entstandenen Katalog blieb es vorbehalten, nach grundsätzlichen Beiträgen zur Einrichtung dieser Schatzkammer die einzelnen Exponate genauer unter eine fachwissenschaftliche Lupe zu nehmen, ohne damit den interessierten Laien abschrecken zu wollen. Und das Ergebnis – um es vorwegzunehmen – zeigt Erstaunliches. In der Schatzkammer zeigt das Mu-



seum, was es hat; mit dem Katalog zeigen Experten, was sie können! Auf die Attitüde des allwissenden Forschers verzichten alle Autoren in ihren ausgewogenen Beiträgen. Kenntnislücken, z. B. bei der Datierung eines Exponats, werden ohne Umschweife eingestanden. Spekulationen, in die sich manche Laien gerne flüchten, sind als solche charakterisiert. Was einige Exponate betrifft, sind nicht alle Ergebnisse vollständig und endgültig. Diese Tatsache kann weitere Forschungen eröffnen. Nicht von ungefähr spricht der Museumsdirektor Dr. Reiß von einem „Laboratorium der Museumsarbeit“. Neben den Herausgebern liefern weitere ausgewiesene Experten „Tiefenbohrungen“, die einen intimen Zugang zu den Ausstellungsstücken ermöglichen. Warum sich im Zentrum der Schatzkammer die Reste eines Plattenrockes (auf eine Figurine drapiert) befinden, die erst 2003 in der Nähe der Burgruine Hirschstein bei Fürstzell aufgefunden wurden, hat gute Gründe. Die ursprünglich in einem Trägermaterial aus Textil oder Leder einge-

neteten Metallplatten waren Bestandteile der „Hirschsteiner Rüstung“. Dieses früheste Beispiel eines Plattenrockes (entstanden um 1350) wird nicht grundlos „Archaeopteryx der Harnischkunde“ genannt. Drei besondere Schwerter aus der Karolingerzeit, der frühen und späten Gotik zeigen, dass die Materialunterschiede mit einer Veränderung der Verwendung einhergingen, wobei bei den jüngeren Exemplaren die Eignung für die Fechtkunst in den Vordergrund rückte. Bei den Hakenbüchsen in Kolbenform (aus Schrottenhausen) handelt es sich um Handfeuerwaffen aus dem 15. Jahrhundert. Der Rückstoß bei derartigen Waffen war so stark, dass z. B. in Schießscharten sogenannte Prellhölzer eingebaut wurden, in die man mittels eines Hakens die Büchse einhängen konnte. Eine besondere Pavese beeindruckt nicht nur ihrer Größe wegen, sondern auch wegen der dekorativen Bemalung (Münchner Kindl). Die Geschichte dieses besonderen Schildes ist wechselvoll und bis heute nicht vollständig geklärt. Anders verhält es sich mit einem Buckler, einem kleinen gewölbten Parierschild, auch Faustschild genannt. Dieser Buckler, der vor allem beim Fechten benutzt wurde, ist nur knapp 14 Zentimeter breit, innen mit Samt gefüttert und reich verziert. Er stammt aus dem Schloss Ambras bei Innsbruck. Bayerische Truppen haben ihn im Zeitalter Napoleons geraubt und nach Bayern gebracht. Die kunstfertige Gestaltung macht den „Ingolstädter“ Buckler zu einem äußerst seltenen Schmuckstück, das jeder Waffenkammer zur Zierde gereicht. Im Jahre 1533 wurde eine Pirschbüchse für den Pfalzgrafen Ottheinrich hergestellt. Vermutlich gebrauchte sie der schwergewichtige Renaissancefürst regelmäßig, wenn er in Grünau auf die Jagd ritt. Diese Büchse ist die älteste Schusswaffe des Armeemuseums und eine der ältesten Radschlosswaffen überhaupt. Zu Ottheinrichs Zeiten war das Radschloss eine technische Neuerung. Die Verwendung dieser modernen Jagdwaffe beweist, dass der Fürst sein Motto „Mit der Zeyt“ auch diesbezüglich umsetzte. Wie ein Radschloss funktioniert und was das Neuartige daran war, wird mit Hilfe anschaulicher Detailaufnahmen eindringlich vorgeführt, sodass beim aufmerksamen Leser – ein gutes Vorstellungsvermögen vorausgesetzt – eine realistische Vorstellung möglich wird. Auch bei einer Helmhaube, einer Panzerhose sowie der Kleidung eines Conquistadors handelt es sich um ganz besondere Exponate, da die Lebensdauer von Textilien aus Naturfasern naturgemäß begrenzt ist. Die aus Leinen und Leder gefertigte Helmhaube, die unter einem eisernen Helm getragen wurde, diente bei Turnie-

ren als Polsterung. Neuere Messungen ergaben, dass die Aufprallgeschwindigkeit von Turnierlanzen bis zu 60 km/h betrug. Gefunden wurde die Helmhaube in Südtirol, wo sie in einem Fellboden eines Hühnerstalls lag. „Der Geruch wurde mittels einer vierwöchigen Vakuumdesorption in einer Spezialkammer reduziert“ (S. 183). Über den Kunsthandel gelangte das vormalig von Insekten befallene Stück in das Armeemuseum. Bei Panzerhosen, ebenfalls museale Raritäten, wurden zwischen zwei Leinenlagen zahlreiche Stofftäschchen eingenäht, in die zum Schutz von Oberschenkel und Schienbein Metallplättchen gesteckt wurden. Aus Peru stammen Rock und Hose eines Conquistadors, hergestellt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Südamerikaforscher Heinrich Ubbelohde-Doering hat diese Kleidungsstücke 1932 dort entdeckt und dem Armeemuseum überlassen. Gründliche Untersuchungen ergaben, dass dieser „Anzug“ in Peru hergestellt wurde, wobei allerdings europäische Schnitte und zum Teil europäische Materialien benutzt wurden. Zusammenfassungen der einzelnen Beiträge finden sich auf den ersten Seiten des Katalogs – ein Angebot, das man gerne annimmt. So kann sich der Leser rasch einen Überblick verschaffen; er weiß, was in den detaillierten Abhandlungen auf ihn zukommt. Am Ende jedes Aufsatzes findet man eine Art Datenblatt, das die Essentials des jeweiligen Exponats angibt. Mehr als Verständnishilfen leisten die zahlreichen farbigen Abbildungen. Sie bieten nicht nur lebhaft anschauliche, sondern stellen als aussagekräftige Bildquellen Analogien und Vergleiche her. Die Exponate gewinnen durch die bildhaften Kontextualisierungen historisches Gewicht – aus stummen Exponaten werden so vielsagende Zeitzeugnisse!
Franz Hofmeier

Eigmüller, Michaela – Wohlgemuth, Mathilde (Hg.): Schützen. Das Buch. 500 Jahre Kulturgeschichte in Süddeutschland. – Illerbeuren (Zweckverband Schwäbisches Bauernhofmuseum Illerbeuren) 2021. 336 S. m. zahlr. farb. Abb.

Der lakonische Titel „Schützen. Das Buch.“ visiert sein ambitioniertes Ziel genau an – ein halbes Jahrtausend Schützenkultur und „die Welt der Schützen“ dem interessierten Laien nahe zu bringen (S. 6). Die „500 Jahre Kulturgeschichte in Süddeutschland“, die die Publikation des Zweckverbands Schwäbisches Bauernhofmuseum Illerbeuren präsentieren möchte, werden schon in den beiden Grafiken auf dem Co-